

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteiljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro Zeilspalte 80 Pf.

Inhalt: Vom Recht, zu richten. Von Johannes Gaulte. — Die Armee der dritten Republik. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin) — Literatur und Kunst. Kunst und Preußen. Von Dr. Heinrich Ziegenstein (Berlin). — Stefan George. Von Erich Felder. — Freiwilken. Feueropfer. Eine Weihnachtsgeschichte von Alfred Gold. — Aus der Hauptstadt. Der neue Wertheim. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — Notizen. — Anzeigen.

Vom Recht, zu richten.

Von Johannes Gaulte.

Die Spanen weisen es bereits von allen Dächern: Es steht faul um die deutsche Rechtspflege. Das Volk versteht nicht mehr die Urtheilsprüche seiner Richter. Wir erleben fast täglich einen Rechts-, „fall“, der die Kritik herausfordert. Goethe, der nicht nur in Sachen der Kunst und Literatur, sondern auch in vielen praktischen Lebensfragen immer noch recht behält, nannte einmal die Kirchengeschichte ein Mischmasch von Irrthum und Gewalt. Dasselbe ließe sich auch von der Geschichte der Justiz und des Strafvollzugs sagen — eine Aufeinanderhäufung von tragischen und komischen Momenten. Das Recht, das der Richter stets mit bestem Wissen und Gewissen spricht, giebt, mindestens der Nachwelt manches Räthsel zu lösen auf, wenn es nicht gar schon den Spott der Mitwelt herausfordert.

Wir leben befanntlich im Zeitalter lauterster Humanität. Selbstverständlich ist auch die Rechtspflege von der herrschenden Geistesrichtung nicht unberührt geblieben. Die Zeiten sind vorüber, da man die Strafe als einen Racheact der verletzten Justiz ansah. Die Strafe hat ihre einstige Bedeutung eingebüßt; ja, sie ist kaum noch als ein Sühneact aufzufassen, sondern lediglich als eine Maßnahme zur Besserung des Verbrechers — eine Vorsichtsmaßregel und eine Erziehungsmethode. Wie prächtig das klingt! Die modernen Menschen kommen sich unendlich erleuchtet vor gegenüber den Dunkelmännern des Mittelalters, die allen Ernstes Hegen- und Thierprocesse führten, die den Missethäter auf die Folter spannten, und ihn, wenn er sich renitent benahm, ohne Förmlichkeit in's Jenseits beförderten. Die mittelalterlichen Menschen dachten eben nicht „human“; sie zeichneten sich aber in ihren Handlungen durch eine brutale Ehrlichkeit aus. Es gab kein Raisonnement über die Bedeutung und die Zweckmäßigkeit der Strafe. Der hervorsteckende Zug des Mittelalters war die Nothheit, jene Nothheit, der eine köstliche Naivität anhaftet. Es galt damals mehr das Gebot des Alten Testaments: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, als die milde Lehre Jesu: „So Dir Jemand einen Backenstreich giebt u. s. w.“ Das Wesen der Strafe war noch nicht durch humane Phrasen verzerrt und verdunkelt worden. Es lag Sinn im Strafen.

Die Phrase von der Humanität hat sich in alle Institutionen des Kulturlebens hineingeschmuggelt, im Uebrigen ist aber Alles beim Alten geblieben. Auch in der Rechts- und Strafrechtspflege. In den Strafgesetzbüchern aller Kulturvölker hat das draconische Gebot des Judenthums die weit-

gehendste Auslegung gefunden. Es ist das unbestreitbare Verdienst der letzten Jahrhunderte, die Strafrechtspflege in ein wohlgeordnetes System gebracht zu haben. Die köstliche Naivität des mittelalterlichen Menschen, der zu seinem Vergnügen — nebenher wohl auch von dem Bewußtsein geleitet, eine Gott gefällige That zu verrichten — die Uebelthäter prügelte, folterte und tödtete, ist dahingeschwunden; in der Neuzeit wird der Verurtheilte in Gefängnissen und Zuchthäusern schwindbüchtig gemacht und nach einer wohl durchdachten Methode des letzten Restes von Menschenwürde beraubt. Im Effect läuft es auf dasselbe hinaus. Wo steht nun der eigentliche Fortschritt in der Strafrechtspflege, in der Entwidlung zur Humanität?

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!

Ein überflüssiges Wort. Der edle Menschenfreund, der es gesprochen hat, hat die Menschen zu hoch eingeschätzt. Richten und Sich-richten-lassen, Befehlen und Gehorchen, das sind nun einmal die Pole, zwischen denen sich das öffentliche Leben bewegt.

Wer von uns ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie!

Auch das Wort hätte unausgesprochen bleiben können; Niemand hat sich darum gekümmert. Ein jeder von uns trägt Himmel und Hölle in sich. Es hängt lediglich von der herrschenden Rechtsanschauung ab, ob einer Handlung das Prädicat des Verbrechens oder der guten That zuertheilt wird. Man kann tausend Mal gegen das geschriebene Gesetz verstoßen, man kann selbst hinter Kerkermauern schmachten und doch ein Ehrenmann bleiben. Man kann sich niemals eines strafwürdigen Delikts zu Schulden kommen lassen und doch ein vollendeter Lump sein. Es giebt im Leben eines jeden Situationen, die ihn zwingen, gegen die Sagenen der Menschen zu verstoßen, um sich selbst treu zu bleiben. Der Angeklagte ist oft nicht bössartiger und gemeingefährlicher als der Kläger. Wo ist überhaupt die Grenze zu ziehen zwischen einer strafbaren und straffreien Handlung? — Wer hätte noch nie gegen einen Paragraphen des Strafgesetzbuches verstoßen — mag er selbst „unvorbestraft“ sein? Wer noch nie gegen eines der zahlreichen Polizeigebote geündigt? Würden alle Missethäter bei der Ausübung ihrer That er-
tapp't — sämmtliche Zuchthäuser, Kerkern und Miethkafernen würden nicht ausreichen, die Schuldigen zu beherbergen. Die meisten verdanken es einem glücklichen Zufall oder ihrer besonderen Umsicht, daß sie nicht gefaßt worden sind. Das deutsche Volk wäre in seiner Gesamtheit ein Volk von „Vorbestraften“, würden alle „Schuldigen“ von Rechtswegen hinter Schloß und Riegel gestedt.

zu pathetisch empfundene Werke wie Wilbenbruch's Hohenzollern- und Preussendramen von vornherein künstlerisch nur halbes Leben, denn sie haben weder Gegenwarts- noch Zukunftswerte für uns und sind nur Vergangenheit.

Scheint so eine politisch gefärbte Kunst bei uns nicht mehr recht lebensfähig, so ist hierbei doch nicht zu übersehen, wie heute mehr denn je zu einer andern Epoche der deutschen Literaturgeschichte in der sogenannten Heimathkunst die Stammeseigenthümlichkeiten in landschaftlicher, allgemein menschlicher und dialectischer Hinsicht mit neuer Liebe dargestellt werden. Es ist, als hätten sich die deutschen Stämme, von der politischen Sorge erlöst, erst recht auf ihre Eigenart im Kleinen und Intimen besonnen. Daß die Ansätze dieser neuen Kunst im erfreulichen Gegensatz zu dem socialpolitisch stetig mehr wachsenden Einflusse Berlins und der Großstädte ihre Kraft und ihre Stärke offenbar wieder aus dem Einfachen und Landschaftlichen holen, ist trotz aller Anzeichen einer vorübergehenden Decadenz ein Beweis für die künstlerische Begegnung unseres Volkes, dessen Kunst nach vorübergehenden Abwegen bis jetzt ja Gott sei Dank immer wieder den Weg zur Natur als dem einzigen und ewig Leben spendenden Jungbrunnen gefunden hat.

Stefan George.

Von Erich Felder.

„Feierlich sein ist Alles! Sei dumm wie ein Thunfisch, temperamentlos wie eine Laalle, stier besitzen wie ein narfortirter Frosch — aber sei feierlich, und Du wirst plötzlich Leute um Dich sehen, die vor Bewunderung nicht mehr mäh sagen können.“

Es lautet das Signalement Stefan George's und der Seinen in Martin Möbius' Steckbriefen. Das sollte sich eigentlich nicht Steckbrief, sondern Hinrichtung nennen. Man wird an die Weise gemahnt, nach der man einen Wagner, Wöcklin, Manet einst zum ewigen Leben befördert hat. — Ist Stefan George, wie sie, ein König von Gottes Gnaden? Ist er ein wirkungslustiger Pöseur?

Beides wird ihm die Gerechtigkeit lassen müssen.

Ein Pointierpoet ersten Ranges, der sich so reich fühlt, daß er wähnt, sich von der Welt ungestraft abschließen zu dürfen, schöpft er stets aus den dunklen Schächten seiner Seele und schöpft sie schließlich aus, so tief sie sei; nun aber fühlt er sich vereinsamt, nun beklagt er seine „glänzende Vereinsamung“ mit jener echt modernen Sehnsucht, die nicht ein Streben nach bestimmten Zielen, sondern eine Seelenkrankheit ist, während jedes seiner Werke die blühende Pflanze verdichtet, mit der er sich gegen die Natur verschließt.

Es lohnt sich, ihm trotz seiner verächtlich abwehrenden Geberde zu folgen, die Schlurfe seines Schattenreiches zu durchforschen, die Schätze vielartiger Edelsteine bergen. Mit fürstlicher Ueberlegenheit gebietet er der Sprache, sobald es ihm Ernst ist, ihr den Herrn zu zeigen. Durch seinen formalen Reichthum weist er über die Armut eines abgeschiedenen Lebens hinwegzutäuschen, dem es an Anregungen von Außen gebricht. George's Bilder fesseln weniger durch die Bedeutung des dargestellten Gegenstandes als durch die impressionistische Art, in der sie gemalt sind.

Nun hat man öfters gemeint, was dem Maler recht, sei dem Dichter billig. Aber der Schriftsteller drückt seine Absicht eben nicht aus, indem er zu den Sinnen spricht, sondern indem er eine Vorstellung suggerirt. Der bildende Künstler kann durch die Farbensammmelstellung eines Teppichs, die Linien eines Ornaments den Zweck seiner Mittel restlos erfüllen. Seine Kunst wirkt unmittelbar anschaulich, das Wort erst mittelbar, durch seine Bedeutung. Daher können italie-

nische oder griechische Verse bei all' ihrem sinnlichen Reiz dem Sprachen-Unkundigen keine künstlerische Befriedigung erwecken, denn sie sagen ihm weder, was der Künstler will, noch was er kann. Auch dem in die Bedeutung der Sprache nur halb Eingeweihten erdämmert bloß eine unbestimmte Vorstellung, so wie sich etwa beim melodischen Hauschen des Wasserfalles alles Mögliche denken läßt; die sich am meisten denken, halten sich für die Klügsten — und nicht ohne Grund, daher sich Jeder bemühen wird, in dem Hauschen Sprache der Weisheit raunen zu hören.

Auf diesen Ehrgeiz Räthsel zu lösen, wird neuerdings in der Graphik stark speculirt; aber kaum Einer macht sich ihn mit größerem Raffinement zu Nuge als Stefan George. Mit vollem Zielbewußtsein und zum Theil mit kleinlichen Mitteln. Ist seine dem modernen Auge so unelbliche Geppflogenheit, die Hauptwörter klein zu schreiben, die Weisliche wegzulassen, etwa einer inneren Nothwendigkeit entsprungen? Gewiß nicht, — aber dieser mühsam ausgeklügelte Rückschritt in's Mittelhochdeutsche trägt unendlich dazu bei, das Dunkle noch zu verdunkeln, so daß betäubender Weisbrauch den hohen, schimmernden Dom der Gedanken in dicke Nebel hüllt.

Das Vieldeutige wird auch noch undeutlich.

Man lese z. B. den Beginn des Gedichtes: Morgen-schauer.

Räht sich' ein Schmerz sich nielen
Und sich' ein hauch und sich' ein sich?
Der morgen sich geteilen,
Der fremd und selb in uns bricht?

Wie durch die fele zogen
Die pfade — dann durch das gefild.
Gelinde hätte zogen,
Dann gossen sie sich schnell und wild.

Von dem „sich' ein“ angefangen, das mit vager Geberde hinter die Coulisten oder zur Aufschrift hindeutet, ist jedes der mit erstaunlicher Geleutigkeit zusammengekrasteten Motive vorsichtig vor aller Eindeutigkeit bewahrt.

Gewiß ist George ein Dichter, das sagt uns schon der erste Blick, — aber nicht, weil er anders schafft, sondern weil er anders geschaffen ist als die Andern, hellsehender, traumfester, weltferner.

Die Nähe, das Gold aus dem Brunnen zu heben, überläßt er zum Theil seinen Bewunderern; und sie bewundern das Resultat um so aufrichtiger, je mehr sie daran Theil haben; sie finden den Maßstab in sich selber, denn jeder andere Maßstab verfaßt, wo der Zusammenhang mit der Natur fehlt.

Daß George nicht klar sein kann, dies zu behaupten wäre albern. Daß er es nur auf Kosten der Stimmung kann, daß er die suggestive Kraft nicht hat, seine Traumerfahrungen zu materialisiren, erweist sich, sobald er einen bestimmten Vorgang erzählt. Wird er klar, so wird er platt. Da entlegen Sagbildungen, die sich nur durch ihre Gewagtheit gegen die Trivialität zu spreizen trachten, die schlechten Meinie häufen sich; mögen sie auch gegen George's formale Vorzüge federleicht wiegen, so prallen sie doch eben darum von ihrer Umgebung um so stärker ab. Erst wenn er nur auf den Ton, nicht auf die Form sieht, offenbaren sich die geheimen Reize seines „Clair obscur“.

Wenn ein Dichter, dem diese Fülle innerer Visionen, diese Sprachgewalt gegeben ist, sich zur Klarheit durchdränge, statt zu orakeln, wenn er aus der Natur, aus dem Leben geistige Nahrung söge, statt seine eigenen Säfte aufzuzehren — er müßte einer der ganz Großen werden. Die Welt hat ein Recht, es von ihm zu verlangen. Aber die Schaar der Bewunderer, die ihn auf das hohe Piedestal stellt, um ihn als waltende Gottheit zu verehren, die hindert ihn daran, künstlerisch auszureifen. Diese Schwärmer können uns nicht genug davon erzählen, wie tiefes Menschenleid in jedem von George's Liedern steckt, während sie selbst ihm das tiefste

Märtyrthum bereiten helfen, das den Schaffenden treffen kann: daß es ihm nicht gegeben ist, restlos zu sagen, was er leidet.

Wie die Dinge liegen, müssen wir von Stefan George's Dante-Uebersetzung sein Bestes erwarten. Der Dichter mit dem Dantelose gehört zu den gewiegtesten Kennern des großen Florentiners. Wenn er an den Stoff gebunden ist, wird er Dank seiner prachtvollen Mittel herrlich ausmalen, was ein Größerer mit monumentaler Eindringlichkeit geformt hat.

In George's Werk offenbart sich am schlagendsten, was die Lyrik seit den Klassikern an Farbenreichtum gewonnen, was sie an Einheitlichkeit der Form verloren hat.

Unbeschadet der Verschiedenheit der Mittel ließe sich etwa die Proportion aufstellen, daß sich Goethe's Gedichte zu denen George's verhalten wie ein Dürer zur Studie eines modernen Impressionisten. In „Wanderers Nachtlied“ z. B. schafft eine Zeichnung von deutscher Echtheit und Bestimmtheit ein großzügiges, harmonisches Bild; George vereinigt wohl seinen unvergleichlichen Farbenreichtum zu einer wirkungsvollen Gesamtschönung, während jedoch die Vieldeutigkeit des Gedankens seine festen Formen zerschüttert. Die Linienzüge verbämmern in's Wesenlose, wie die einsamen Seelenpfade, die sie schildern.

Wenn wir einmal durch sichtende Wahl wieder zur klassischen Einfachheit gelangt sein werden, dann wird sich klar erweisen, wie unsere Zeit der überempfindlichen Nerven ihr vollgerüttelt Maß an Lust und Leid zur feinfühligsten Nuancierung der geheimsten Empfindungen künstlerisch zu verwenden mußte, und in diesem Sinne wird die Nachwelt Stefan George an erster Stelle nennen müssen.

Ich weiß sehr wohl, daß meine Beurteilung dieser bedeutenden Persönlichkeit den Gegnern als Exaltation, den Intimen aber als Satirieg erscheinen wird.

Wozu der Värm, geehrte Herrschaften? Parturiant montes et nascitur — Radicalismus!

Neukleton.

Nachdruck verboten.

Feueropfer.

Eine Weihnachtsgeschichte von Alfred Gold.

Ueber dem Bahnhof lag noch stockfinstere Nacht. In der geräumigen, alten, steingepflasterten Vorhalle brannte bloß ein düsteres Gasflämmchen, in dessen unsicherem Schein man die Bänke an den Wänden und ein paar zusammengetauerte menschliche Gestalten kaum erkennen konnte. Es waren Bauern und Arbeitsgelübten aus dem kleinen Städtchen, die den ersten Frühling zur Welterschaft in die benachbarte mächtige Kreisstadt beizugehen wollten. Ein paar Seide und Bündel und, als Vesp der städtischen Gezeiten, ein paar hölzerne Handflößen waren in der Nähe des noch nicht geöffneten Altschalters zusammengedrückt. Sonst war alles gähnende Leere im Raum.

Als der Bahnwächter nach einiger Zeit aus seiner hier auch mißabenden Wohnung herauskam, ein umfangreicher Riese, der auf einem Wurt quer über der Schulter eine kleine Laterne vorgeleitet hatte, musterte er mit sicher prüfendem Blick die schlaftrunkenen Gäste. Sie richteten sich auf ihren Winken langsam auf, scharrten mit den Füßen, und indem sie die Weisen zwischen den Bahnen behielten, warfen sie in slavischer Sprache einen Morgengruß hin. Einer nahm sich zusammen und ließ zugleich, fortschreitend in demselben, halb laut brummenden Ton, die Bemerkung fallen, daß es besser wäre, man ließe sie in den Wartesaal ein. Dort sei es doch wärmer als hier in der „verschlungen“ frostigen Aulnhalle.

Dem Wächter fiel es nicht ein, darauf eine Antwort zu geben. Er ging weiter und that, als ob gar nicht zu ihm gesprochen worden wäre. Gerade wird er der Varr sein und den Stellen das Wartezimmer aufsperrten; jetzt, wo die große bis zur Decke ragende Hochleiter dort aufbewahrt ist, und auf den Dielen ringsum all' das viele Zeug und Berg liegt, daß als Christbaumschmuck angebracht werden soll. Daneben

die qualmenden Bauernpfeifen — die Frau Stationsvorstand sollte es nur einmal bemerken!

So war die Situation, aber sie wurde mit einem Schlage anders, als eine Viertelstunde später ein neuer Gast auftauchte: Herr Julian Kretschmer, der Beamte des Ortes. Herr Kretschmer erschien in einem langen Paletot, dessen hohen Kragen er aufgestülpt hatte, so daß das völlig übermäßige magere Gesicht nahezu verschwand; auf dem Kopfe trug er einen weichen Cylinder, und er rauchte eine lange, dünne Cigarette. Zuerst irrte er ziemlich hilflos über die kalten Steinplatten, indem er den schneeflockigen Schirm nachschleifte, blieb dann mit salopper Gedankenlosigkeit vor den noch unlesbaren Fahrplänen stehen und setzte sich endlich leichthin auf eine der schmutzigen Bankbänke. Der Wächter war nämlich mittlerweile auf den Steig hinausgegangen und rief über den kaum im Dämmerlicht sichtbaren Baum mit heiserer Stimme ein paar Worte. Dann aber, als der schwerfällige Mann zurückkam und zu seinem Erstaunen den neu angekommenen „Herrn“ erblickte, öffnete er mit einladender Handbewegung die Thür zum Wartesaal.

Herr Kretschmer lächelte ob dieser Aufmerksamkeit, und sein schmales, vornehmes Gesicht, in dem der starke Schnurrbart übertrieben sich auslag, verlor dabei etwas von dem unglücklich müden Ausdrück, den es gehabt hatte. Er trat ein. Unter den Wächtern fragte einer brummend zum Wächter hin, warum der Herr da, der „Herr“, das Vorrecht habe, in's warme Zimmer zu gehen, aber der behagliche Meje im Dienstmantel überhörte das natürlich.

Julian Kretschmer erinnerte sich kaum, jemals am Tage so früh aufgestanden zu sein wie heute. Und so ereignisvoll war das für ihn, daß er an nichts anderes denken konnte als eben daran; in seinen müden Bildern lag nur das eine Gefühl einer ungewohnten Stunde und Beleuchtung. Auf die Bank aus graugrünem Sammet, inmitten des kleinen Zimmers, setzte er sich, und in der müßigen Wärme, im schwülen Gestuch, das wie nach durchwachter Nacht gegen die anbrechende Dämmerung nur schwach zu kämpfen schien — in dieser Luft hier wurden ihm die Augen heiß und brannten. Er ließ die Cigarette zu Asche werden. Die Pendeluhr im braunen Gehäuse, die richtige Wartesaaluhr, zeigte ein Viertel nach sieben. Zwanzig Minuten mußte er noch warten. Erst unterzog er von seinem Sitz aus die wenigen Einrichtungsgegenstände — auch ein paar Placate gehörten dazu — einer genauen Besichtigung. Dann fiel ihm der mächtige Baum in der Ecke auf, aber nur für einen kurzen Moment, denn an Weihnachtliche wollte er vorerst nicht denken, nicht jetzt, und er sah fast ängstlich daran vorbei. Endlich senkte er den Kopf, und indem er die Augen zusammenzog, fast als ob er den schlendenden Schlaf noch fortsetzen wollte, dachte er an Wanderlust, an Gegenwart und Vergangenheit... Wiber und Erinnerungen kamen von selbst.

Das wird geschehen, wenn sie jetzt noch drei Vierteljahre wieder einander gegenüberstehen? Er glaubt es zu wissen: stillschweigend wird alles gut gemacht sein. Sie wird ihn einen Augenblick ansehen, so mit aufwärts gebogenem Köpfchen und prüfendem Rädeln, und wird ihm sagen, daß sie ihn nicht vergessen konnte. Denn etwas liegt in ihm, das nur durch die Willkür der äußeren Umstände bisher nicht aufgenommen konnte, eine unversandene, unglückliche Innerlichkeit, etwas Unheimliches, das ihn selber bezeugt, und um das ihn eine Frau ungerne lieb behalten muß. Sie erkennt ihn. Wor es nicht sofort auf fallend, an dem ungebundenen lärmenden Sphauspielerei zu Vertin, wo unter den vielen sie allein einander näher getreten sind? Hat sie ihn nicht sofort, trotz seinem ähneren Gehaben eines wienerischen jungen Bummiers und Theaterfreundes, anders beurteilt? In ihrer Unbelümmertheit um Rücksichten und Besanntheit hat sie sich ihm angeschlossen, und es kam das Frühjahr, das sie als Mann und Frau in unbergelichem, stillem Eubersandnäh verlebten.

Es fing mit einem Abend an nach dem Theater, sie hatte nicht selber gespielt, sondern war mit ihm in einer Vorstellung des „Fischmann als Erzähler“ gewesen; nun sollte er sie auf dem Weg über die Potsdamerstraße zu ihrer Hausthür bringen. Sie ging nicht, sondern wiegte sich und tänzelte wie ein übermühtiges Schulmädchen, hielt den Kopf ein wenig hochgerafft, denn es thate über Nacht auf den noch gestern verrißten Stiegen, und wenn man sie so von der Seite in ihrem roten Umhang mit dem weißen Felselack, mit ihrem phantastischen Federnhut sah, so war das keine Fräulein wirklich nichts weiter als ein großes Kind. Er aber war stumm, schädeln und wußte auf ihre Blicke nichts zu erwidern, die harmlos und wie zufällig ihn trafen, ehe man an den Straßeneden den Fuß auf den Fahrdamm setzte; und doch jagten diese Blicke deutlich genug:

„Was bist Du doch dumm, mein Lieber.“

Er war stumm, denn er hielt sie für ein falsches, eitles Mädchen und traute ihr nicht recht. Wis er sich ein Herz sahte und mit etwas gebrochener Stimme fragte:

„Wollen wir noch in diese Weinstube gehen?“

Da folgte sie ihm ohne Rädeln, aber mit freudlichem Gesicht, wie selbstverständlich, in das kleine geschlossene Zimmerchen.

Damit fing's an, dann kam, nach kurzem, ungedürem, täglichem Beisammensein, die Zeit ihrer ersten Erfolge auf Gastspielreisen. Auf diesen konnte er sie nicht begleiten, denn seine Stellung im Berliner